



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brief eines Fürsten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In all the world there was no prince him like,
 Of high stature and of all seemliness
 Above all men within the whole Kingrike (Kingdom),
 By the shoulders might be seen, doubtless,
 In hall was he maid-like for gentleness,
 In other places famed for rhetoric,
 But in the field a lion marmorike.

Brief eines Fürsten.

In den letzten Wochen, in denen der Tod eines weisen Königs aus deutschem Stamme im Vordergrund des Interesse stand, hatte der Deutsche mehrfache Veranlassung der Jahre zu gedenken, in denen die Julirevolution sich vorbereitete und die Gründung des Königreichs Belgien möglich wurde. Die Achtung vor der gesetzlichen Regierung des verstorbenen Königs steigert sich, wenn man in die öden Jahre seiner Jugend zurückblickt, in die Jahre, welche von dem pariser Frieden bis zur Vertreibung der französischen Bourbonen auf Deutschland lagen. Niemand litt damals unter der Schwäche des deutschen Lebens mehr als die Regenten selbst, welche so eifrig bemüht waren, ihre Völker zu ruhiger Untermüßigkeit zu zwingen. Vielleicht wird der Geschichtschreiber einer Zukunft an den besten Charakteren dieser Periode eine Stelle in ihrem Innern finden, wo sie krank wurden durch das Schweigen und die Ankrast ihrer Völker, auffallend tritt das Leiden jener Vergangenheit in einzelnen grotesken und zuchtlosen Fürstengestalten hervor, welche ihr Schicksal erreicht hat.

Dies zu erkennen wird der folgende Brief aus der Feder eines Souverains dienen. Der Mann, welcher ihn geschrieben, ist tot, dreimal tot für uns, und in seiner Veröffentlichung liegt keine Indiscretion. Sein Brief flog, als Manche noch nicht lebten, deren Auge auf diesen Blättern ruht, aus den Flammen des angezündeten Schlosses seiner Väter in das Volk. Aber die äußeren Verhältnisse des Schreibers und an wen er den Brief geschrieben, sollen hier nicht kümmern, alle Namen sind getilgt, die Zeilen beanspruchen nur deshalb ein

Interesse, weil sie lehren, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten im Innern eines vornehmen Mannes aussehn konnte, wenn dieser ein arger Mensch war.

Der Brief lautet wortgetreu folgendermaßen:

..... am 28. November 1826.

„Daß doch nicht alles gute Gefühl in mir erstickt ist, möge Dir der Schmerz bezeugen, mit dem ich Deinen letzten Brief las, liebe, in dem Du mir auf ewig Lebenswohl sagst. —

In wiefern dieser für mich harte Spruch gerecht sein mag, überlasse ich Deinem eigenen Ermessen; es soll und muß mir genügen, daß er von einer so nahen Verwandtin und theuern Cousine (wenn ich sie noch so nennen darf, es ist ja vielleicht zum letzten Male) ausgeht, die selbst zu richtig und gut denkt und handelt, um irgend Jemanden, am wenigsten aber einen so nahen Verwandten ohne die triftigsten und bestimmtesten Gründe so hart zu kränken. Verzeih mir, daß ich Dir noch einmal wieder schreibe, da Du doch dieses, indem Du mich ungehört verurtheilt hast, nicht haben zu wollen scheinst, und erlaube mir, Dir in aller Unterthänigkeit für den Antheil zu danken, den Du mir bezeigt, und für die Offenheit, welche mir bei der ungemainen Freundschaft, die ich für Dich empfinde, höchst werth sein muß. Durch das Auf dem Herzen behalten und hin und her hören und tragen geschieht ja das meiste Unglück auf der Welt; denn je weiter etwas kommt, je mehr wird es verdreht. Dies würde mich, wenn es nicht ohnehin schon als Regent meine Schuldigkeit wäre, immer noch mehr dazu bestimmen, nie eher über Etwas abzusprechen, als bis ich beide Theile gehört hätte.

Durch eine Reihefolge früherer Begebenheiten bin ich gezwungen worden, Schritte vor der Welt zu thun, die vielleicht Dir und Andern, die nicht näher mit den Ursachen derselben bekannt sind, wie freier losgelassener Wille vorkommen, und die doch nur die unabänderlichen Folgen des Obenerwähnten sind, Schritte, die mir noch unangenehmer sind, als sie es Dir nur scheinen können. Aber vorwärts muß ich, soll ich nicht vor meinem Gewissen (vor dem ich mich bis jetzt Gottlob! noch sehr gut verantworten kann) noch weit tadelhafter sein, als ich es Dir vorkomme. Meine Großmutter, die mich auch über Einiges ausgefragt hat und der ich geantwortet, hat mich nicht so hart, wie Du, sondern im Gegentheil beurtheilt. Wenn Du mich sprechen könntest, würde ich Dir manches besser auseinandersetzen können, als so schriftlich. Davon bin ich fest überzeugt, daß Güte bei uns fast immer als Schwäche und Dummheit ausgelegt wird, und das mag ein Andern ertragen; ich bin es müde und werde es beweisen; es soll schon noch ganz besser kommen. Nichts kann mich Niemand; ich stehe allein unter Gott und meinem Gewissen und vor beiden kann ich mich verantworten.

Uebrigens wird man gewöhnlich dadurch, daß man verkannt wird, gerade zu dem gebracht, wovon man durch Predigten abgehalten werden soll; denn man hält es am Ende für einerlei, etwas zu sein, für was man schon lange gegolten hat. — Wenn man alles verloren hat, hat man nichts mehr zu verlieren — auch keine Rücksichten mehr; man wird also durch das, was einen davor bewahren soll, in das sogenannte Verderben gestürzt.

Auf meine Jugend kann man wohl eigentlich nichts schieben; denn ich habe durch drei lange ganze Jahre hindurch gezeigt, daß ich im Stande sei, mich in jeder Rücksicht zu beherrschen, nur um zu beweisen, daß ich nicht zu früh mündig geworden sei. Während dieser Zeit stand ich auf jede Weise als ein vorzügliches Beispiel für meine getreuen Unterthanen mächtig da. Da ich jedoch gefunden habe, daß dieses mein exemplarisches Benehmen verkannt und die Bewegungsgründe aus andern Ursachen als den wahren hergeleitet worden, so habe ich mich bewogen gefunden, um ihnen diesen falschen Glauben zu nehmen, mein Benehmen zu ändern und einen andern Menschen anzuziehen. Von Strafbarkeit kann wohl gar nicht die Rede sein; denn zum Strafen gehört auch Einer, der es thut, und da findet sich bei mir ja Keiner, im Gegentheil eine Menge unterthäniger Diener, die sich eine besondere Ehre daraus machen, meine Befehle zu vollziehen. Bei so bewandten Umständen, jung, hübsch, reich, mächtig und gänzlich unabhängig, mir allein selbst überlassen, wäre es kein so großes Wunder, wenn ich etwas verdorben werde, und es wäre wohl mehr den Umständen, als mir selbst zuzuschreiben. Wenn Du mich wirklich etwas gern hättest, so solltest Du Dich freuen, daß ich nicht noch mehr verführt worden sei, was doch leicht der Fall hätte sein können, wenn ich allem dem gefolgt wäre, was ich auf meinen weiten großen Reisen gehört und gesehen habe und was dort zum bon ton apartenirt. —

Hier ist es langweilig für mich, besonders seitdem fort ist. — Das bon peuple soll sich freuen, daß ich anfangs zu handeln, weil es dadurch Hoffnung hat, mich längere Zeit hier zu sehen. Vielleicht wäre etwas rührendes, wahres aus mir geworden, wenn ich unter Deine oder Hände gerathen wäre, die ich stets als schwesterliche betrachten werde. Jetzt sei es mir gestattet, mein langes Epistel zu schließen, das ohnedies schon lang genug geworden ist, indem ich mich unterzeichne

Dein

treuehorsaamster Diener und Better

.

Schicke mir diesen Brief der Merkwürdigkeit wegen doch wieder zurück.“

Es sind deutsche Worte, es sind die modernen Formen höflichen Briefstils, aber dahinter birgt sich dieselbe Krankheit, welche einst dem Caligula

den Entschluß eingab, sein Leibpferd zum Consul zu machen, und den baulustigen Kaiser Nero antrieb, das alte winklige Rom anzuzünden. Der Leser thut einen tiefen Blick in ein gänzlich verwüstetes und dabei doch knabenhaftes Wesen. Der Schreibende ist Regent, er ist Herr, wer kann ihm etwas verbieten. Wenn er sich einmal ein Gelüst versagt, so ist das eine Gutmüthigkeit, auf welche die Welt keine Ansprüche hat, wenn er das Schlechte thut, eitel, lüstern, trozig, so hilft er sich da, wo er etwa noch Rücksicht zu nehmen hat, mit einem Achselzucken heraus, indem er die Schuld auf seine Umgebung und böses Beispiel schiebt und die eigene Mäßigung lobt, da er ja noch weit schlechter sein könnte.

Aber noch auffälliger ist eine andere Eigenschaft des Brieffstellers: die kühle Objectivität, mit welcher er sich selbst beurtheilt. Die Empfindung, daß etwas in ihm zerbrochen ist, fehlt ihm nicht ganz, aber es ist ein mit kindischer Eitelkeit versetztes Gefühl, ohne jede Spur von Reue, ohne jeden Wunsch anders zu sein; denn die Schlussworte sind doch nur eine höfliche Phrase. Daß ihm nachträglich der Gedanke kommt, wie auffällig sein Selbstbekenntniß ist, das beweist der Einfall, den er nach dem Schlusse ausspricht, der Empfänger möge ihm den Brief „der Merkwürdigkeit wegen“ doch wieder zurückschicken. Dieses befremdende Begreifen seiner selbst ist vielleicht am unheimlichsten, es gleicht bereits dem Lächeln eines Vernunftlosen.

Es wäre nicht wohlstandig, aus dieser furchtbaren Lebensäußerung eines Einzelnen ein abschätzendes Urtheil über andere Zeitgenossen herleiten zu wollen. Wer aber die letzten Gründe sucht, aus denen ein zuchtloser Knabe, der auf einen Fürstenthron versetzt wurde, so kläglich verfiel, der wird sich doch sagen, weil seinem Leben zu sehr die Schranken fehlten, durch welche die Mitlebenden den Egoismus des Einen bändigen. Es existirte damals keine öffentliche Meinung, welche auf dem Throne imponirte, keine politische Umgebung, welche in Wahrheit einer rührigen und wachsamem Volkskraft verantwortlich war; den schlechten Neigungen eines Fürsten schmeicheln und durch seine Schwäche die Regierung behaupten war thunlich, ohne daß der intrigante Beamte des Hofes oder Staats ein verurtheilendes Gesetz zu fürchten hatte. Die Zustände, welche in solcher Zeit hier und da in Deutschland erlebt wurden, bewiesen unseren Vätern, wie groß das Unheil ist, welches durch ein persönliches Regiment hervorgebracht werden kann.

Allerdings, durch eine starke öffentliche Meinung, durch Beamte, welche ihre Verantwortlichkeit gegen das Gesetz, ihre Verfassung und das Volk in jeder Stunde gewissenhaft empfinden, wird ein sittenloser Jüngling nicht gut, ein unfähiger Fürst nicht tüchtig. Aber solche Beschränkung wehrt doch in der Regierung des Staates das Unrecht ab und sie zwingt auch das Privatleben des Fürsten zu Rücksichten, welche seiner Umgebung Unglück und Verbrechen, ihm selbst gänzlichen Verfall fern halten.

Die Zeit, in welcher der Verfasser jenes Briefes regierte, liegt hinter uns und das jüngere Geschlecht erlauchter Herrn fühlt bereits den Segen, welchen eine höhere Entwicklung der Volkskraft und eine gesetzliche Beschränkung persönlicher Willkür vor allem dem Fürsten selbst zutheilt. Aber noch ist den Fürsten und den Völkern heilsam, wenn sie in einem solchen unbefangenen Selbstbekenntniß aus früherer Zeit erkennen, was möglich war, bevor die Völker um ihre Verfassung kämpften, und was noch heute möglich ist, wo nicht das Urtheil der Zeitgenossen laut über die Höchsten der Erde erschallt, und wo nicht das Volk selbst zur Mitwacht für seine Sitte und sein Recht sich erhebt.

Geschichte der Revolutionszeit.

Von H. von Sybel.

Die dritte Auflage des berühmten Werkes liegt zur Hälfte vollendet vor uns. Als das Buch zuerst erschien, wurde es zwar von der Kritik mit hoher Achtung begrüßt, aber einige Zeit verging, bevor das Publikum erkannte, welchen Schatz es daran besaß. Das ist seitdem gut gemacht worden. Der Deutsche ist sich jetzt des Werthes wohl bewußt, den diese Arbeit nicht nur für quellenmäßige Kenntniß neuerer Geschichte, auch für das politische Urtheil unsrer Nation hat. Aus gründlicher archivaler Forschung hervorgegangen, von einem Gelehrten, dessen kritische Methode als von den besten anerkannt ist, bot das Werk auch in Stil und Darstellung dem Leser viel wohlthuende Schönheit. Aber als sein größter Vorzug gilt dem Deutschen doch der deutsche Sinn, in dem es geschrieben wurde, eine Gesinnung, die auf jedem Blatt der düstern Geschichte den Lesenden freut und erhebt.

Wenn ein Geschichtswerk im deutschen Sinne verfaßt ist, kann sich ihm nicht mit demselben Recht ein anderes Werk, das im französischen Sinn oder im englischen geschrieben ist, gegenüberstellen? Und ist solches Prädicat nicht ein zweifelhaftes Lob für die wahrhafte Gründlichkeit eines Gelehrten? Nun, wir Deutsche dürfen uns wohl rühmen, daß wir nicht, was unserer Eitelkeit